Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 7 (1917)

Heft: 37

Artikel: Die Getreideproduktion und Brotversorgung der Schweiz [Fortsetzung]

Autor: Wirz, J.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-640660

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Stadtmühle Zürich. Eigentum der Mühlengenossenschaft schweiz. Konsumvereine.

„Mein Adler, mein königlicher Aar, ist es wahr, haben wir gesiegt?"

Er zitterte so, daß er sich stützen mußte, und wenn auch seine Augen vor Freude funkelten, war er doch sehr erschöpft und sah gelb und krank aus.

Hellebecke, der unaufhörlich Martins und Bianchis Hände schüttelte und dessen vornehmes Gesicht rot und heiß war von der Aufregung, fand nicht Worte genug, um auszudrücken, was er beim Anblick des tobenden Hauses empfunden. Er hatte Champagner bringen lassen, um Bianchi und vor allem Martin zu erfrischen. Außer ein paar tiefen Atemzügen, außer einem leichten Zittern der Hand, merkte man Martin äußerlich die ungeheure Aufregung, der er standgehalten, nicht an. Aber der Zwang, den er seinem Willen, seiner scheuen Art, einen Abend lang auferlegt, rächte sich nun doch an ihm. Sein Kopf brauste und dröhnte, die Melodien, die Arien und Leitmotive, die Harmonie des Orchesters, Posaunen und Trompeten verfolgten ihn und stürzten sich immer wieder gleich hohen Meereswellen auf ihn. Er mußte sich endlich dazu bequemen, ein paar Minuten schweigend Bianchi Gesellschaft zu leisten, der zusammengesunken auf einem Stuhl saß und versuchte, seiner Erschöpfung mit Champagner zu begegnen.

Es war höchste Zeit, denn nun stürmte Lis herein, Sorella kam, es kamen die Herren von der Kommission und verschiedene engere Freunde des Theaters und der Künstler, um ihre Glückwünsche begeistert auszusprechen.

Der enge Raum war zum Ersticken voll. Lis sprudelte ihr Entzücken laut und unbefangen heraus. Sorella sagte mit warmen Worten, daß der Abend ihr eine unbeschreibliche Freude gewesen, die Herren betonten den unschätzbaren Vorteil, den die Stadt durch die Anwesenheit eines solchen Künstlers auf ihrer Bühne erlangt, und Hellebecke bat Martin, Bianchi, Lis, Sorella und verschiedene der Herren, an einem Festessen teilnehmen zu wollen, das die Kommission sich erlaube, Martin Born anzubieten. Martin dankte, er war auf die Einladung vorbereitet. Lis freute sich der Ueberraschung, Sorella aber erklärte sich als zu angegriffen, doch Bianchi sagte zu.

Martin wurde mit Schmeicheleien überhäuft, die ihn beschämten. Um den Eindruck zu beschreiben, den sein Singen und sein Spiel gemacht, fand man nicht Worte genug. Es sei über alles Lob erhaben gewesen. Jeder hob etwas anderes an Martin hervor, überbot sich und kleidete seine Artigkeiten in das bunteste Gewand. Lis wurde überschüttet mit zierlich gedrechselten Ehrungen, sie lächelte dazu und erntete sie so unbefangen, als pflücke sie Blumen in ihrem eigenen Garten. Mit einem Kopfnicken dankte sie, mit einem Lachen oder einem Blick aus ihren glückstrahlenden Augen.

Als sie mit Sorella die Treppe hinunterging, standen unten an dem schmalen hintern Tor die Leute Kopf an Kopf gedrängt. Sie wollten den noch einmal sehen, der ihre Seelen in einen Rausch des Entzückens versetzt hatte, und wollten ihn durch ihr Warten ehren.

(Fortsetzung folgt.)

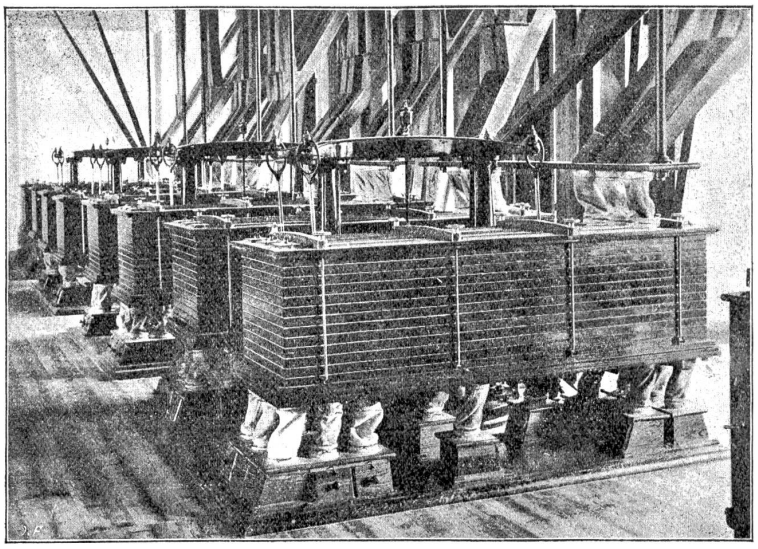
Die Getreideproduktion und Brotversorgung der Schweiz. (3)

Von Dr. J. Wirz. Zürich 1917. Orell Füßli. Zweite erweiterte Auflage. Besprochen von Alfr. Fankhauser.

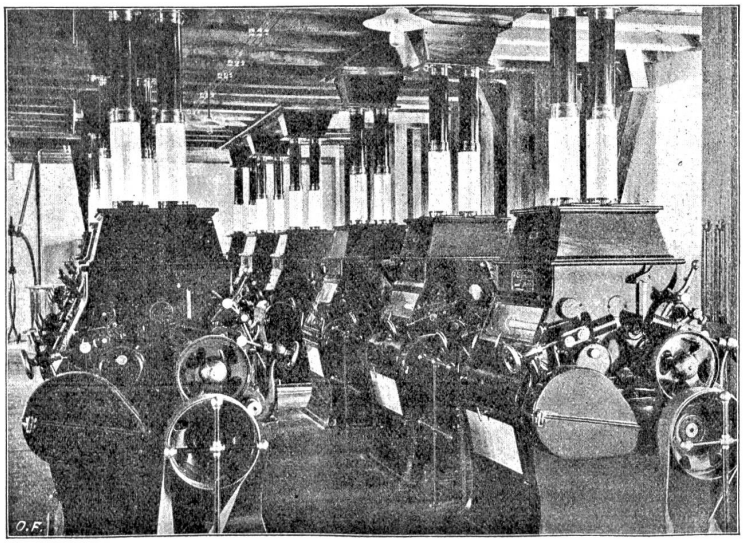
Das Problem, von dem alle andern abhangen, ist das der Rendite. Der Bauer ist in den meisten Fällen Schuldner und muß in erster Linie suchen, seine Hypotheken zu verzinsen. Erst in zweiter Linie kommt die Frage nach der Verzinsung des eigenen Kapitals, also nach dem Verdienst des Bauern. Daneben hat er auf möglichst große Rentabilität seiner Hausversorgung zu achten. Denn die mehr oder weniger Barauslagen für Nahrung und Kleidung beeinflussen schließlich seine Kasse auch und damit die Zahlung seiner Zinsen und seinen Verdienst. Um eine Rendite

nachzuweisen, muß Wirz die Bareinnahmen aus dem Kornbau mit dem Erlös aus andern Produkten vergleichen; er muß untersuchen, ob der Kornbau vielleicht eine andere Produktion indirekt fördert, ob also in der Wechselwirtschaft der Kornbau dem Futterbau zu Hilfe kommt. Um alle Faktoren zu berechnen, muß er die Arbeitsmethoden und die für jede Art von Produktion aufgewendeten Kräfte feststellen. Er kommt zur Vergleichung von Groß-, Mittel- und Kleinbetrieben, Rendite von Maschinen- und Handarbeit. Sodann muß die rationelle Düngung in Betracht gezogen werden, ob sie sich für den Getreidebau ebenso lohnt, wie für den Futterbau. Es kommt auch drauf an, ob jede Getreidesorte, oder nur ein Teil, und welche am besten, ferner auf welchem Boden jede einzelne am besten rentiert. Das führt zu einem Kapitel über Zucht (Selektion) der Getreidearten.

Rentiert der Getreidebau oder nicht? Rechnet man 4 % Zins für 587 Millionen hier angelegten Kapitals, zählt dazu 65 Millionen Betriebsaufwand und vergleicht den Betriebsaufwand von 91 Millionen mit den 87 Millionen Rohgewinn, so ergibt sich auf den ersten Blick ein Jahresausfall von 4 Millionen. Rechnet man nur 3 %, d. h. die Rendite des gesamten Ackerbaus, so stellt sich der Getreidebau in der Gesamtgruppe Ackerbau günstiger als der Ackerbau im allgemeinen. Also rentiert er zum wenigsten ebenso wie der Gesamtackerbau. Von reinem Kornbau kann bei uns keine Rede sein. Wenn wir nur so viel wie der rumänische Bauer für unser Gewächs lösen würden, so müßte die Hälfte der Hypotheken verschwinden, die Lebensansprüche aber auf das Primitive zurücksinken. Das bedeutet, daß unsere Bauern das Doppelte von dem lösen müssen, was der rumänische Bauer für seinen Weizen erhält. Die Rendite wird erreicht durch wirklich beinahe doppelte Preise, sowie ein Viertel bis ein Fünftel Aufbesserung für das Stroh, das in Rumänien gleich Null gilt. Wirz unterläßt diesen Vergleich, weil er sich von selber aufdrängt. Nicht im reinen Kornbau rentiert der Boden — das würde die rumänischen Preise bedeuten — wohl aber in Verbindung mit dem Futterbau. Luzernische Kleegraswirtschaften mit 14,4 % Getreidebau rentieren besser als reine Graswirtschaften mit nur 6 %. Erweiterter Kornbau könnte die Ausgaben für Kraftfutter vermindern — durch Eigenproduktion, ebenfalls die Ausgaben für Stroh. Die Kleegraswirtschaften, die statt Kraftfutter zu kaufen Spelz (Dinkel) kauften und dem Vieh verfütterten, rentierten zu 4¾ % (1913). Großbetriebe eignen sich besser zum Getreidebau als kleine. Erstlich verlangen sie geringere Produktionskosten für jede Art Bodenbenutzung. Intensive Bearbeitung kommt freilich dem kleinen Betrieb mehr zugute als dem großen, weil eine Vernachlässigung den kleinen relativ mehr belastet, indem trotz dem Ausfall an Einnahmen ein relativ großer Aufwand an Arbeit besteht. Aber auch bei intensiver Bearbeitung kann der Großbetrieb mit seinen Maschinen billiger produzieren als der gleich intensiv wirtschaftende kleine. Kleegraswirtschaft, Intensität der Bearbeitung, hohe Rendite sind in höhern Prozenten auf die großen als auf die kleinen Betriebe verteilt. Eine Frage ist, ob die intensivere Bearbeitung auch bei reiner Graswirtschaft und Dreifelderwirtschaft, die noch häufiger bei Klein- und Mittelbetrieben vorkommen, eine höhere Rendite abwerfen würden. Eine Berechnung zeigt, daß dem so ist; allein die im Gebiet des Getreidebaus am weitesten fortgeschrittene Güterzerstückelung gestaltet die Lage der großen Güter ungünstiger. Hätten aber Staat, Schule, Genossenschaften ebensoviel für den Getreidebau wie für den Grasbau getan, dann würde die Rendite der Betriebe mit Futter- und Getreideboden gegenüber der reinen Graswirtschaft erheblich steigen.



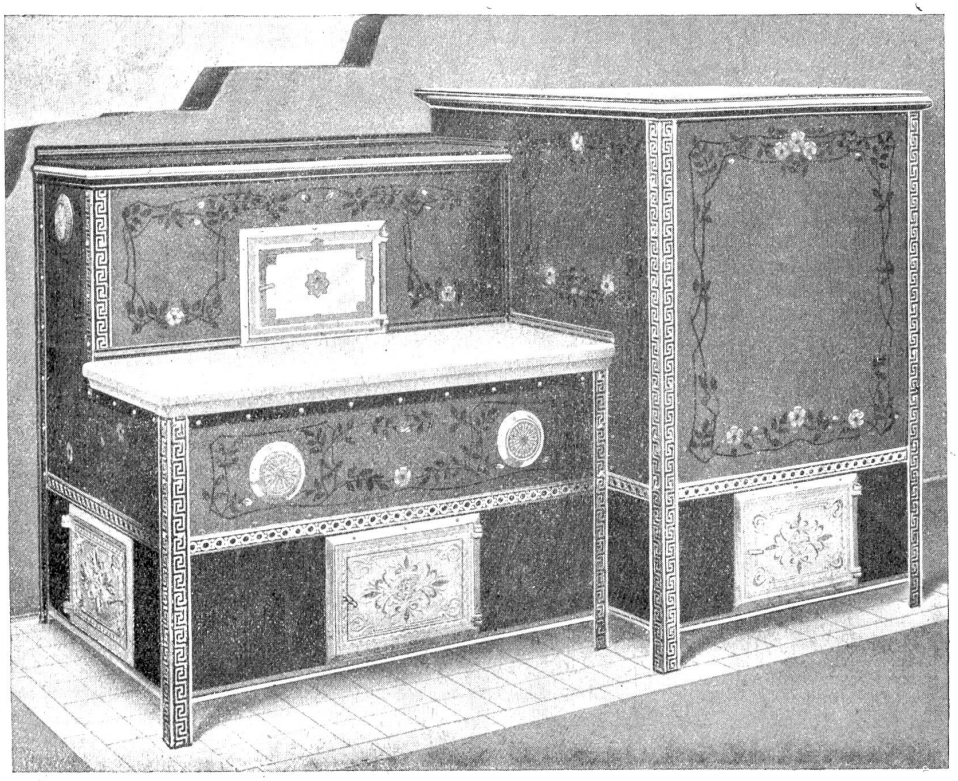
Plansichter einer modern eingerichteten Handelsmühle mit automatischem Betrieb.



Walzenstühle einer modern eingerichteten Handelsmühle.
Das Mahlgut geht von Anfang bis zum Ende selbsttätig durch die zahlreichen Maschinen.

Ein Manko ist das Fehlen jeder Organisation zur Verwertung der Getreideprodukte. Es bestehen veraltete Mühlen; man versteht nicht die Mischung und Lagerung des Korns, man versteht nicht seinen Verkauf. Auf dem Markt galt 1913 der Doppelzentner Landweizen 20 Fr. Bei Zugrundelegung des Backmehlpreises löste man 28 Fr., bei Berechnung des Brotpreises 32 Fr. Der Bauer kann sich zum wenigsten dadurch, daß er sich selbst mit Brot versorgt, für einen Teil seines Getreides einen Preis von 32 Fr. sichern. Für den andern sollte er sich durch Regelung des Verkaufs, Ausschaltung des Zwischenhandels, genossenschaftlichen Schutz, staatliche Unterstützung bessere Bedingungen schaffen.

Die Selektion des Getreides hat beinahe auf zahllose Eigenschaften der auszuwählenden Sorten zu achten. Rasch keimende, tief wurzelnde, lang- und starkhalmige, standfeste, langährige, grannenlose, dünn- und rotschalige, glaskornige,



Stuben-Backofen. (System Schenk, Langnau.)

kleberreiche, gutklebrige, winterfeste, anpassungsfähige, widerstandsfähige Halme müssen ausgewählt, weitergezüchtet und durch Kreuzung wieder verbessert werden. Was die Sortenwahl bedeutet, geht daraus hervor, daß die besten selektionierten Weizen fast doppelte Erträge gegenüber den frühern, mittelmäßig gepflegten Ernten bringen. Die eidgenössischen Anstalten geben jedes Jahr ein Verzeichnis der Groß- und Kleinbauern heraus, die mit ihnen in Verbindung stehen und selektioniertes Saatgut verkaufen; sie erteilen kostenlos Auskunft an Interessenten, untersuchen kostenlos Proben der von jenen Verkäufern gelieferten Sorten. Den gestellten Anforderungen nicht entsprechende Ware muß vom Verkäufer zurückgenommen werden. Samenmärkte bestehen schon seit 1860, so bei Wäkerschwänd im Emmental, nur führen sie neben guten auch andere Qualitäten auf.

Die ganz gleiche Weizensorte kann bei rationeller Düngung 1/3 mehr an Stroh und Korn liefern als bei nur zufälliger. Der Ertragsunterschied von zwei Versuchsgruppen der landwirtschaftlichen Schule Rütti bei Zollikofen ergab den Betrag von 545 Fr. pro Hektar. 400 Fr. Zins für eine Hektar sind viel. Der Ertrag der höchsten Sorte war 1500 Fr. . . . . Im allgemeinen wird in der deutschen Schweiz der Boden mit Stickstoff und Kali überdüngt (Gülle); dagegen leidet er Mangel an Phosphorsäure. Wo die drei richtig zur Anwendung kommen, ereignen sich Wunder an Wachstum und Ertrag. Ziel der Selektion und der Düngung ist die Gewinnung von hohen Erträgen bester Qualität, z. B. Weizen mit glasigen Kernen, die 2,5 bis 3,5 % mehr Proteïn und Kleber enthalten. Beide Ziele widersprechen sich, müssen aber vereinigt werden. Eine Ernte der „Rütti" ergab zum Beispiel 28 Doppelzentner Körner des glasigen roten Landweizens, gegenüber 26,3 Doppelzentner mehligen Dickkopfweizens eines andern Musterbetriebes. Abgesehen von dem bessern Mehl des Landweizens war der Ertrag der Hektare 1055 Fr. gegenüber 884 Fr. für die Hektare mit Dickkopfweizen. Die Kleegraswirtschaft vermehrt dadurch den Proteïn- (Eiweiß-)gehalt des Weizens, daß Kleepflanzenüberreste als langsam wirkende, stickstoffhaltige Düngmittel in den Boden gelangen. Solcherweise muß der Schweizerbauer seine Erde zu dem machen, was die unberührten ausländischen Getreideländer, wie die schwarze Erde Südrußlands von selber sind.

Die Selbstversorgung des Bauern mit Brot ergab in den Jahren 1914/16 bei einem Brotpreis von 50 Rp. einen Erlös von 43 Fr. für jeden für den Eigenbedarf verwendeten Doppelzentner Körner. Eine Frage ist freilich, wie alle unbemittelten Volksteile imstande sein sollen, das teure Brot unsrer Erde zu kaufen. Je höher sein Preis steigen wird, umsomehr kommt ihnen zum Bewußtsein, daß sie keinen Anteil an diesem Grunde haben. Ihnen klingt jede Renditerechnung fatal. Wirz kommt später darauf zurück.

Soll die Selbstversorgung des Bauern vollständig sein, so muß die ehemalige Hausbäckerei wieder zu Ehren kommen. Die Firma Schenk in Langnau u. a. liefert billige Backöfen, die zugleich heizen. Eine Broschüre leitet die Abnehmer zum Backen an.

Sehr wichtig für die Hebung des Getreidebaues ist die Verbesserung der Müllerei. Schlecht eingerichtete Bauernmühlen alter Konstruktion liefern bloß 60 % Backmehl aus 100 kg Weizen; moderne Mühlen gleich den Handelsmüllereien 70—82 %. Nur der innere, schlechtere Teil der Körner wird vermahlen, Kleiestücke kommen hinein, da die Schale nicht geschont wird. Die besten Teile gehen zum Viehfutter ab. Der Bauer kann den Müller nicht kontrollieren. Das Mahlpersonal weist viele Mängel auf. Es gehören große Kenntnisse dazu, alle Qualitäten von Getreide zu sortieren und zu behandeln, die Maschinen zu handhaben und mit den Kunden so zu verkehren, daß ihnen die Getreideproduktion einleuchtet. Ein bestes Mittel zur Kontrolle der Ausbeute ist der genossenschaftliche Betrieb.

Was der Bund bisher für den Getreidebau getan hat, vermochte wenig zu fördern. Der Ankauf von Inlandkorn durch das Kriegskommissariat beschränkte sich auf minime Mengen. Eingaben des Bauernbundes waren durchaus zweckwidrig. Wirz schlägt vor, den zu Lieferungsgenossenschaften vereinigten Landwirten einen Preis zu bezahlen, der sich nach dem Brotpreis des Tages richtet und berechnet wird aus Brotpreis minus Mahl- und Backunkosten. Für normale Zeiten ergäbe das 26 Fr., 6 Fr. mehr als den Marktpreis, bei der heutigen 80-prozentigen Vermahlweise und dem Brotpreis von 60 Rp. sogar 58,6 Fr., 10 Fr. über dem Marktpreis. Die Genossenschaften würden die Lagerung übernehmen. Zugleich würden sie die Grundlage bilden für die Verbreitung richtiger Kornbau-, Mahl- und Backkenntnisse. Die Lieferanten wären verpflichtet, für den Eigenbedarf zu sorgen. Bäcker und Müller hätten sich mit der Deckung der Selbstkosten zu begnügen. Die Auszahlung erfolgte durch Gutscheine, die auf Post- oder Bankfilialen lauteten.

Von allen Vorschlägen zur Förderung des Getreidebaus: Schutzzölle, Verbesserung der Zufuhren, Bäckerei-,

Müllerei-, Getreidehandelsmonopolen, hatten zwei den größten Erfolg: Das System der genossenschaftlichen Selbsthilfe und des staatlichen Getreidehandels. Von den Arbeitern wurden früh Initiativen ergriffen zur Einführung der staatlichen Monopole, jedoch erfolglos. Da gründeten sie Genossenschaftsbäckereien. Die Bauern befreundeten sich mit dem Monopol namentlich, als 1894/95 die Kornpreise den Tiefstand von 14 Fr. erreichten. Als aber Herr Laur aus dem Monopol 18 Millionen Jahresverdienst zugunsten der staatlichen Förderung des Getreidebaus herauszuholen hoffte, da erhob sich Widerstand bei den Konsumenten. Für das Monopol stunden 1908 auch die Müller ein, als sie sich durch selbstgeschaffene Konkurrenz, durch die Konsumvereine und das deutsche Weißmehl in die Krisis versetzt sahen. Sie widerlegten damit zum Teil das Geschrei des Publikums über ihren Wucher. Gegen die privaten Müller richtet sich der Mühlenverband schweizerischer Konsumvereine. 1912 gegründet, erwarb er im gleichen Jahr als erste die Stadtmühle von Zürich, die besteingerichtete der Schweiz, um 1,7 Millionen Franken. Seither tritt er preisregulierend auf, im Interesse rationeller Brotversorgung: der Mehlpreis sank um 3 Fr. in einem halben Jahr. Für das Monopol vorarbeitend war die Tätigkeit der Behörden zur Sicherstellung von Weizenvorräten für die Armee. Anfänglich (seit 1887) durch Umtausch mit Handelsfirmen in den Verkehr gebracht, wurde der Weizen später mehr und mehr magaziniert. In Seewen-Schwyz stehen seit 1902 große Lagerhäuser, in Altdorf seit 1913 2 riesige Häuser, 1500 Wagen umfassend. Seit Januar 1915 ist der Getreideimport Sache des Bundes. Es besteht ein eigenes Getreidebureau. Auf die Verhältnisse während des Krieges einzugehen möchte zu weit führen. Die guten Erfahrungen, die wir mit dem Monopol machten, zeigen sich darin, daß der Weltweizenpreis um 210 %, unser Brotpreis aber gleichzeitig nur um 88 % stieg. Freilich zeigt sich der gleichzeitige Weizenaufschlag erst in einer spätern Brotpreislage — allein trotzdem bleibt das Ergebnis sehr günstig.

Die Wassernot an der Emme von 1802 und ihr literarischer Niederschlag in Jens Baggesens „Parthenäis".

Von Dr. A. Lechner, Solothurn.

Johann Rudolf Meyer von Aarau, der älteste Sohn des Johann Rudolf Meyer, „Vater Meyer", Seidenfabrikant, durch sein Relief und seinen Atlas der Schweiz rühmlichst bekannt, 1739—1813, hatte zwei Knaben, die sich im Jahre 1802 zu Burgdorf in der Pestalozzischen Lehranstalt befanden; der ältere Knabe, wie sein Vater und Großvater Johann Rudolf benannt, der spätere Naturforscher Dr. Johann Rudolf Meyer, 1791—1833, war damals 11 Jahre alt, sein Bruder Gottlieb Meyer, 1793—1829, zählte damals 9 Jahre. Ihr Vater wollte das Vergnügen haben, die Knaben über Neujahr 1802/1803 bei sich in Aarau zu sehen. Er schickte ihnen daher eine Kutsche mit einem ihm zugetanen zwanzigjährigen jungen Manne, namens Andreas Wehrli von Küttigen, der die Kinder begleiten und Aufsicht über sie haben sollte. Der Knecht des Lohnkutschers, der sie führte, hieß Tobias Weideli von Kartenbach bei Stein am Rhein. Da Burgdorf elf starke Stunden von Aarau entfernt ist, so war die Fahrt eine starke Wintertagreise. Den 30. Dezember 1802, morgens 5½ Uhr, reisten die vier Personen von Burgdorf ab, mit ihnen ein zwölfjähriges Töchterlein des Hauses, in welchem sie an der Kost waren.

Der Tag war schrecklich stürmisch mit anhaltendem Regen, der die große Masse Schnee, welcher lag, plötzlich schmelzte und alle Gewässer auf eine seit 40 bis 50 Jahren nie erlebte Weise anschwellte. Die Reisenden schnallten also das Lederwerk des Wagens gegen die Wetterseite sorgfältig zu.

Bekanntlich ist die Emme einer der schrecklichsten Waldströme der Schweiz, der häufig weithin überschwillt, in andern Zeiten aber wieder fast trocken ist. Um ihren Verheerungen zu wehren und sie in Schranken zu halten, sind, wo es nötig ist, Dämme an ihren Ufern angebracht. Die Straße von Burgdorf bis nach dem eine Stunde entfernten Kirchberg, wo eine hölzerne Brücke über den Strom führt, geht (oder ging wenigstens damals) am linken Ufer der Emme hin größtenteils zwischen Gebüschholz, Weiden, Erlen, Dornen und Saarbäumen. Als unsere Reisenden obenher der Buchmatt etwa eine halbe Stunde von Burgdorf entfernt waren, ereignete es sich unglücklicherweise, daß hinter ihnen die hochangeschwollene Emme einen Damm durchbrach. Die daherbrausenden Fluten warfen sogleich das Fuhrwerk über den Haufen. Zum Glück wurde es fünfzehn Schritte weit auf eine Untiefe geworfen. Der Kutscher (Tobias Weideli) schnitt sogleich die Pferde ab, die sich durch Schwimmen retten konnten. Glücklicherweise war die Kutsche so umgeworfen worden, daß die zugeschnallte Seite unten und die offene Seite oben war, sonst wären die Insassen rettungslos verloren gewesen. Aber auch so waren der jüngere Knabe (Gottlieb) und das Töchterchen bereits ganz unterm Wasser und unsichtbar. Andreas Wehrli griff nach ihnen, konnte sie herausziehen und auf des noch über das Wasser emporstehende Wagenrad bringen. Dieses blieb auch dem Wehrli und dem Kutscher der einzige Zufluchtsort. Man denke sich die Lage dieser fünf Menschen mitten in dem grausamsten Wasserstrom, fünf- bis sechshundert Schritte vom festen Lande entfernt, wo sie von keinem Menschen konnten erblickt und wo niemand zu Hilfe konnte gerufen werden, denn es war (um 6 Uhr morgens) noch nicht Tag. Nur Gott sah sie. Ein Rabe in der größten Bewegung kam mit einem Jammergeschrei bald ganz an sie herangeflogen, bald strebte er wieder den Fenstern eines etwa sechshundert Schritte entlegenen Hauses zu. Der Mann des Hauses, namens Misteli, machte alle seine Hausgenossen aufmerksam auf das wiederholte Geschrei des Raben. „Es ist etwas Außerordentliches", sagte er, „es ist gewiß ein Unglück geschehen. Der Rabe fliegt immer wieder auf den gleichen Platz hin und kommt wieder zu uns, wie wenn er uns zu Hülfe rufen wollte."

Es waren vier Männer im Hause, darunter zwei Indienne-Fabrikarbeiter. Sie stellten sich vor das Haus, zu sehen und zu horchen. Es war früh sechs Uhr und noch Nacht. Zuweilen glaubten sie ein Hülfsgeschrei zu vernehmen; aber vor dem Rauschen und Tosen des Wassers konnten sie nichts Bestimmtes unterscheiden. Die Unglücklichen konnten unterdessen nichts tun, als sich möglichst am Rade festhalten. Als es anfing Tag zu werden, sagte Wehrli, der etwas schwimmen konnte: „In dieser Lage können wir nicht bleiben; das Gewässer wird immer größer und wir sind ohne Rettung; in Gottes Namen — ich will den Tod etwas früher oder Hülfe suchen." Er zieht die Kleider, die ihn am Schwimmen hätten hindern können, aus, ruft laut Gott um Beistand an und stürzt sich in den Strom, der ihn bald in ein schreckliches Dorngesträuch verschlägt. Lange hatte er zu tun, bis er sich aus den Dornen losgemacht. Endlich und nach und nach gelang es ihm, ans Land zu kommen. Die vier Männer, welche der Rabe aufgefordert hatte, waren beobachtend stehen geblieben und sahen nun einen Menschen im Strome, der sich ihnen zu durcharbeitete. Er sagte ihnen, was geschehen sei, und forderte sie zu Hülfe auf. Er war halb erfroren, wurde ausgezogen und ins Bett gebracht. Er verfiel in starke Konvulsionen und in Ohnmacht. Man zog ihm viele Dornen aus dem Leib, die ihm in dem Gebüsch in den Leib gegangen waren, ohne daß er in der Todesangst es gespürt hätte. Die vier Männer suchten nun den Unglücklichen beizukommen, aber vergeblich. Sie versuchten es zum zweitenmal und zwar mit